

Nr. 201. Bromberg, den 19. November 1925

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Soran.

8. Fortsetzung. —— Nachdruck verboten.

Nach kurzem Überlegen wählte er seinen Platz in einer Ecke der schmutzigen Gartenterrasse und saß hier geraume Zeit in stumpfem Brüten am Rande des tiefschwarzen, in öligen Spiegeln schimmernden Wassers, das in kaum merkbarer Strömung unter einem benachbarten Brückenbogen dahinkroch.

Die Abenddämmerung brach unterdessen langsam herein, die scharfumrissenen Konturen der fernen Flußausblicke in bläulichen Nebeln verschleiernd.

Ein kleiner Müggeldampfer glitt vorbei, pustend und schnaufend; ein paar Marktweiber hockten auf dem Hinterdeck bei ihren großen Spankörben; ihr schweres Platt klang dunkeltönig durch die klare Luft.

Die Schatten der mächtigen Häusergruppen fielen weit über den stillen Fluß dahin.

Hier und da blitzten schon die ersten Lichtstreifen zwischen den ragenden Steinmassen hindurch und noch immer saß Paul in seinem einsamen Terrassenversteck, unfähig, sich zu einem freien Entschlusse durchzuringen.

Einmal dachte er daran, durch einen Sprung über das weinumrankte Geländer seinen Qualen ein rasches Ende zu bereiten, dann aber schauderte er wieder zurück vor diesem Wasser und seiner trüben Oberfläche, auf der der Kehricht der Weltstadt schwamm.

Endlich zahlte er und trat wieder auf die Straße hinaus.

Es war ihm plötzlich eingefallen, daß hier draußen im Osten ein Geldmann namens Gründler wohnen mußte, mit dem er in früherer Zeit mehrfach in Verbindung gestanden hatte.

Herr Gründler, ein kleiner behäbiger Rentier von unverkennbarem Berliner Typus, der ursprünglich in der Stralauer Straße eine Strumpfwarenfabrik besessen hatte, betrieb seit mehreren Jahren mit bedeutendem Erfolge ein Darlehnsvermittlungsgeschäft.

Durch periodisch erscheinende Annoncen in den Tageszeitungen fast aller größeren Provinzstädte versprach er „Geldsuchenden bares Geld auf Wechsel, Schuldscheine usw., eventuell auch ohne Bürgschaft."

Der pekuniäre Gewinn aus diesem eigenartigen Bankgeschäft war ein ganz enormer; Herr Gründler pflegte ihn in seinen Steuererklärungen bescheidentlich auf fünfundzwanzigtausend Mark zu veranschlagen.

Neben seinem Provinzialgeschäft arbeitete Gründler in der Hauptsache jedoch in einem zweiten, wie er selbst betonte, „reellen" Wechselgeschäft, das ihn vorwiegend mit der Gardekavallerie und der Lebewelt des Berliner Westens zusammenführte.

Auch hier munkelte man bereits von allerlei dunklen Schiebungen mit Kellerwechseln und ganzen Warenlagern des merkwürdigsten Genres, die verschiedenen jungen Offizieren Existenz und Vermögen gekostet haben sollten; bisher hatte die Staatsanwaltschaft aber noch keinerlei Handhabe gefunden, in das lichtscheue Treiben des stets unter der Maske des Biedermannes auftretenden Gündler etwas näher hineinzuleuchten.

Nach langem unentschlossenen Schwanken war Paul endlich zur dritten Etage eines großen Eckhauses am Moritzplatz hinaufgestiegen, die ihm sein Notizbuch als Wohnung des Herrn Gründler bezeichnet hatte, und zog die Klingel.

Ein kleines Dienstmädchen nahm ihm seine Karte ab, verschwand auf eine halbe Minute und führte ihn dann in den direkt an den Korridor anstoßenden Salon.

Paul war ganz überrascht von der Eleganz der vornehmen Empireeinrichtung, die er bei dem spießbürgerlichen Gründler gar nicht vermutet hatte; indessen blieb ihm keine lange Zeit zu weiterem Nachsinnen, denn im nächsten Augenblick öffnete sich die Korridortür von neuem, und der Hausherr trat in Schlafrock und Pantoffeln, ein freundliches Lächeln auf dem breiten, unrasierten Gesicht mit bedächtiger Langsamkeit herein.

„Guten Abend, mein lieber Herr Hausmann! Was verschafft mir denn heute noch die unerwartete Ehre eines so späten Besuches?"

Damit schüttelte er seinem jungen Gaste kordial die Hand und nötigte ihn in einen der steifen Plüschsessel.

Paul Hausmann setzte dem Geldmann in kurzen Worten seine Lage auseinander, indem er sogleich schnell entschlossen den eigentlichen Kernpunkt seines Besuches in Angriff nahm; er habe in vergangener Nacht im Klub eine größere Verbindlichkeit kontrahiert, die unbedingt in vierundzwanzig Stunden erledigt sein müsse; seine baren Mittel seien zurzeit leider vollständig erschöpft; er frage deshalb an, ob Herr Gründler vielleicht in der Lage sei, ihm die fragliche Summe — etwa fünfzigtausend Mark — bis zum Mittage des nächsten Tages zu angemessenen Bedingungen vorzustrecken.

Herr Gründler war den Worten seines Klienten, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen, mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt; nur bei der Benennung der Darlehenssumme, die Paul, um über den Betrag seiner eigentlichen Schuld noch etwas Betriebskapital in der Hand zu behalten, auf ein halbes Hunderttausend erhöht hatte, verzog sich sein Gesicht zu einer fast schmerzhaften Grimasse.

„Fünfzigtausend Mark!" sagte er endlich, den grauen Kopf bedächtig hin und herwiegend. „Ein schönes Stück Geld, Herr Hausmann, wenn man's verdienen muß! Ein schönes Stück Geld! Und wie dachten Sie sich die Unterlagen für ein Darlehen von einer solchen Höhe?" schloß er lauernd.

„Ich bin bereit, Ihnen dafür einen Wechsel zu geben, bei dem Sie jede beliebige Summe, sagen wir fünftausend, meinetwegen sogar zehntausend Mark, verdienen sollen. Es kommt mir nur darauf an, mich über die gegenwärtige Situation hinwegzubringen!"

Mit einer krampfhaften Bewegung fuhr sich Herr Gründler durch die bereits stark gelichteten Haare.

„Mein lieber Herr Hausmann!" sagte er dann. „Wir wollen doch nicht miteinander Versteck spielen! Was nützt mir ein Wechsel mit Ihrer Unterschrift? Früher, als Ihr Herr Vater — Gott hab' ihn selig — noch lebte, lag die Sache anders. Da waren Sie gut für jede Summe. Aber jetzt — —"

Er schnippte in eigentümlicher Weise mit seinen kurzen stumpfen Fingern.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, aber wir verlieren beide nur unsere Zeit, wenn wir keine andern Vorschläge machen können."

Mit einem ratlosen Blicke sah Paul an seinem Gegenüber vorbei, das ihn unter den halbgeschlossenen Augenlidern blinzelnd beobachtete.

Es war ganz so gekommen, wie er es sich auf dem Wege zum Moritzplatz immer von neuem wiederholt hatte; es war

ja der reine Wahnsinn gewesen, in seiner gegenwärtigen Situation und bei seinen Gründler ganz genau bekannten Verhältnissen von diesem vorsichtigen geriebenen Fuchs Hilfe zu erwarten.

„Na, lieber Herr Hausmann, verlieren Sie nicht gleich ganz den Mut!“ nahm Herr Gründler nach längerer Pause wieder das Wort. „Wenn Sie diese Sache nicht allein zwingen können, zwingen Sie vielleicht zwei! Sie haben doch ein halbes Schock solventer reicher Freunde!“

Paul zuckte die Achseln.

„Sie wissen doch, Freunde in der Not, gehen hundert auf ein Lot!“

„Wir brauchen gar nicht hundert!“ gab Gründler zurück. „Es genügt ein einziger, der für Sie Bürgschaft leisten müßte. Aus alter Freundschaft für Sie würde ich ausnahmsweise einmal auf einen zweiten Bürgen verzichten! Natürlich müßte der betreffende Herr völlig einwandfrei sein. Keiner Ihrer windigen Klubfreunde, die selbst mehr oder minder ausgepowert sind!“

Mit Blitzesschnelle ging Paul im Geiste die Namen seiner nächsten Bekannten durch, doch das Resultat war und blieb niederschmetternd.

Einzig der kleine Rüdesheim würde sich vielleicht zu einem derartigen Schritte verstanden haben, aber gerade aus dem Klub wollte er niemand in seine Verlegenheit einweihen; auch hatte ja Gründler die Bürgschaft eines Klubmannes ausdrücklich abgelehnt.

Wie er auch sann und dachte, es blieb immer wieder nur der eine, der ihm helfen konnte und zu dem ihm durch den Brief der Schwester jede Verbindung abgeschnitten war.

Harry Laudon!

Mit einer resignierten Bewegung richtete sich Paul empor.

„Ich bedaure die späte Störung, Herr Gründler! Aber ich bin außerstande, Ihnen einen Bürgen zu stellen!“

Doch der Geldmann, in dem jetzt der Geschäftseifer rege geworden war, ließ ihn so schnell nicht wieder frei.

„Ich bitte Sie, Herr Hausmann“, sagte er, „brechen Sie die Sache doch nicht gleich übers Knie! Ich möchte Ihnen ja gern gefällig sein, wenn Sie mir eine Unterlage von Wert bieten können! Warum wollen Sie sich eigentlich nicht an Ihren Freund Laudon wenden, für den Sie bei mir im vorigen Jahre doch auch einmal gutgesagt haben! Herr Laudon ist als Kohlenkönig von Berlin-O. für mich eine erstklassige Sicherheit! So viel Geld, wie die Laudons allmählich zusammengeschachert haben, gibt's ja überhaupt gar nicht!“

„Mein Verhältnis zu Herrn Laudon ist zurzeit nicht derartig, daß ich ihn um eine Gefälligkeit angehen könnte!“

„Das tut mir aufrichtig leid!“ versetzte Herr Gründler bedauernd. „An meinem guten Willen soll es nicht gelegen haben, wenn unser Geschäft nicht zustande kommt! Gerade dieser Tage habe ich einen größeren Betrag von einem Hypothekenverkauf flüssig. Nun, vielleicht werden Sie mit Ihrem alten Freunde doch noch einig! Jedenfalls will ich Ihnen das Geld bis morgen nachmittag fünf Uhr reservieren! Auf die Bürgschaft von Herrn Laudon erhalten Sie von mir jede Summe!“

— — — „Auf die Bürgschaft von Herrn Laudon erhalten Sie von mir jede Summe!“

Wie ein Mühlenrad gingen Paul die inhaltsschweren Abschiedsworte Gründlers unablässig im Kopfe herum, als er nach halbstündiger Fahrt mit der elektrischen Bahn endlich wieder in seinem Heim am Askanischen Platz eintraf.

Immer wieder drängte sich das lauernde Gesicht des kleinen Geldmannes vor sein geistiges Auge, dieses schmutzigen Halsabschneiders, in dessen Händen für ihn die letzte Möglichkeit einer Rettung lag.

Halb ohne zu wissen, was er eigentlich tat, ging er drei-, viermal durch seine Wohnung, schob hier und da ein Bild, einen Gebetsteppich zurecht und ordnete in einer Art krampfhaften Tätigkeitsdranges an seinen Sammlungen orientalischer Waffen herum, die in prächtigen, sonnenförmigen Kreisen die breiten Wandflächen seines Arbeitszimmers bedeckten.

Er hatte in sämtlichen Räumen das elektrische Licht angedreht, in einer instinktiven Furcht vor der Dunkelheit, vor dem Alleinsein; doch trotz der fast tageshellen Beleuchtung schreckte er bei jedem Türenschlagen des großen Mietshauses zusammen.

Seine erregte Phantasie spiegelte ihm allerlei undeutliche Geräusche vor, bald brauste es ihm wie ferner Glockenklang in den Ohren, dann wieder schien es ihm wie das leise Tappen nahender Schritte.

Draußen auf dem Askanischen Platz war der Lärm des Großstadtbetriebes allmählich erstorben, nur vereinzelt noch klang von der Königgrätzer Straße das scharfe akzentuierte Klingeln einer elektrischen Bahn herüber, untermischt mit dumpfem Wagenrollen.

Als Paul jetzt endlich wieder zu seinem Schreibtisch trat, las er an der kleinen silbernen Standuhr die Zeit auf halb zwei ab

Halb zwei!

Die Nacht verrann, unaufhaltsam Minute um Minute, immer näher rückte der Anbruch des Tages, an dem das Schicksal seiner gesellschaftlichen Existenz ein Ende machte.

Ob er vielleicht noch einen letzten Sturm auf Harry Laudon versuchte, ihn in seiner Wohnung wachklingelte oder aus dem Klublokal herausrufen ließ.

Unwillkürlich hatte er seiner Schreibmappe ein Wechselformular entnommen und mit kalligraphisch hingemalten Ziffern auf dem Kopf des Papiers die Wechselsumme ausgefüllt.

Fünfzigtausend Mark!

Ein Federzug jenes Mannes und das Geld war sein.

„Auf die Bürgschaft von Herrn Laudon erhalten Sie von mir jede Summe!“

Auf einmal dünkte es ihn, als habe ihm eine leise flüsternde Stimme die Worte heimlich ins Ohr geraunt.

Und plötzlich krallte sich eine wahnsinnige Versuchung wie mit Geierfängen in seine Seele.

Mit zitternden Fingern, wie ein Dieb nach allen Seiten Umschau haltend, faltete er den letzten Brief Harry Laudons auseinander und studierte die Unterschrift.

Gelang es ihm, mit einer Kopie dieses Namenszuges Gründler zu täuschen, so war seine Situation gerettet, so lange zum mindesten, bis ihm das grüne Tuch das wieder herausgegeben, was er in den unseligen Stunden der letzten Nacht sinnlos in alle Winde verstreut hatte.

Wie in einer Halluzination sah er sich auf einmal am Spieltisch des Westklubs.

Rings um ihn her die mitternächtliche Versammlung der Spieler, unbeweglich starr wie eine Gruppe von Wachsfiguren in einem Schaukabinett.

Und wieder türmte sich das Gold vor ihm zu riesigen Bergen auf, daß der Spieltisch die unermeßlichen Schätze nicht mehr zu fassen vermochte und der glitzernde Strom des gelben Metalls in breiter Flut auf das spiegelnde Parkett des Klubsaales rauschte. —

In nachdenklichem Sinnen zog Paul nochmals hintereinander die kräftigen Linien der Unterschrift nach.

Der Versuch gelang überraschend; beim dritten Male konnte er selbst das Original kaum mehr von der Kopie unterscheiden.

Dann aber warf er die Feder wieder beiseite.

Wie ein Abgrund klaffte es auf einmal vor ihm, in den er alles hineingeworfen, was ihn bisher schützend umgeben hatte, seine Kraft, sein Vermögen und seine Ehre.

Und er selbst hing über diesem Abgrund, mit erlahmender Hand ein letztes Gebüsch umklammernd, gab auch dieses nach, so verschlang die gähnende Tiefe erbarmungslos ihr unglückliches Opfer.

Paul Hausmann ein gemeiner Wechselfälscher!

Ein würgendes Gefühl stieg ihm plötzlich zum Halse empor.

Auf einmal hatte er nur wieder den einen Wunsch, daß es mit ihm aus sein möchte, ganz aus, ehe eine solche Schmach über den Namen seines Vaters kam.

Wie ein Trunkener taumelte er zum Fenster und riß beide Flügel weit auseinander.

Nur Luft, nur Freiheit zum Atmen!

Doch die lockende Versuchung zur Fälschung wich nicht mehr aus der Seele des gehetzten Mannes.

Noch einmal kam eine Stimmung der Weichheit über ihn, wie das Gedenken eines Mädchens an ihren ersten Schritt vom Wege.

Dann ließ er sich wieder an seinen Schreibtisch nieder.

Und zwei Minuten später stand neben seiner eigenen Unterschrift der Name Harry Laudons auf einem Akzept über 50 000 Mark, zahlbar am 7. August 19 . .

Die Würfel waren gefallen.

Mit verzerrtem Gesicht richtete sich Paul empor und wankte langsam nach seinem Schlafzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Seenovelle.

Von Hans Adebar-München.

Man fühlt in dem Speisesaal, dessen Flügeltüren gegen den See geöffnet sind, nichts von der drückenden Schwüle, die über dem Lande liegt.

Wohl sind die Gesichter glutheiß. Aber sie sind es von innerer Wärme, von der allgemeinen Festfreude, die bei der ganzen Hochzeitsgesellschaft herrscht.

Auch die Braut und der Bräutigam glühen. Wenn sich ihre Blicke finden, wenn seine Hand schmeichelnd die ihre

berührt, wenn sie, eine Sekunde alles vergessend, an seiner Schulter lehnt, dann geht eine Lebenswelle durch ihr Blut und ihr Gemüt, denen draußen gleich, die sich azurblau mit weißen Schaumkronen am Strande brechen — aufsteigen aus unergründlicher Tiefe, froh bewegt, geheimnisvoll verrauschend . . .

Nur eine im Saal sitzt bleich und stumm — die Schwester der Braut, deren Augen sich kaum je einmal von ihrem Teller erheben. Sie scheint traumverloren in sich selbst zu lauschen. Und doch liegt auf ihrer Stirne ein Frieden, über ihrem ganzen Gesichte eine Ruhe, daß niemand von denen, die hier weilen, etwas ahnt von dem furchtbaren Kampfe, der in ihr tobt.

Die Schwester hat ihr den Liebsten geraubt, der freilich nie etwas wußte von der heißen Leidenschaft, die in dem stillen, stolzen Mädchen für ihn seit Jahren entbrannt war.

Auch die Schwester, die glückliche Braut, weiß nichts von dieser Leidenschaft und diesem Kampfe. „Sieh nur,“ flüstert sie ihrem jungen Gatten zu, „wie Else ganz in sich versunken ist! Ich bin überzeugt, daß keine unser Glück tiefer fühlt wie sie — sie ist der seltenste Mensch, der hier an der Tafel sitzt.“

Draußen sind Wolken aufgezogen. Die Sonne verfinstert sich hin und wieder. Aber hier innen merkt man von all dem nichts.

Plötzlich erhebt sich Else und tritt an das Klavier. Man ist solche plötzlichen Entschlüsse von ihr gewöhnt.

Es wird still im ganzen Saal.

Ihre weiche, tiefe Stimme klingt zu den leisen Akkorden, die ihre bebenden Finger aus den Tasten rufen. Wunderbar ist das Weihelied, das alle bannt. Die herrlichen Worte des Dichters, des Tonsetzers ergreifende Melodien scheinen übertroffen zu werden von der Hingabe, mit der das stille Mädchen sie zu Gehör bringt.

Kein rauschender Beifall folgt ihrem Vortrage. Alles ist so ergriffen, daß die ödeste Phrase stumm bleibt.

Nur Braut und Bräutigam treten auf sie zu und fassen ihre beiden Hände.

„Else!“ flüstert die junge Frau. „Du hast uns das Beste gegeben, was wir Reichbeschenkten heute empfingen. Habe Dank!“

„Dank!“ wiederholte der junge Gatte.

Sie lächelt und geht an ihnen vorüber in den Garten hinaus — den Strand hinunter.

Gleich darauf hört man ein Ruder in den See gleiten.

„Sie will allein sein“, sagt die Braut. „Sie ist immer so. Ich kann es verstehen.“

Er nickt.

Draußen — fünfzig Meter vom Ufer — wo das schlanke Segelschiff hält, legt Else den Nachen an den Rand des leichten Seglers.

Bald nachher rauschen die weißen Leinwandseiten an den Masten empor.

Das Schiff wendet sich und schneidet mit flatternden Segeln hinaus in die vom nahenden Gewitter noch unberührte, glatte Flut.

Die Gesellschaft ist vor das Haus getreten und folgt bewundernd der sicheren Fahrt.

Kleiner und kleiner wird das Segelboot. Mitten auf der weiten Flut scheint es einem bestimmten Ziel unaufhaltsam zuzustreben.

„Hoffentlich kehrt sie bald zurück . . .“ bemerkt jemand.

„Ja, ja, das Wetter zieht schnell herauf . . .“ sagt ein anderer.

Die Braut lächelt. „Keine Angst um Else! Sie ist die vorsichtigste und gewandteste Seglerin weitum. An dem Tage, an dem wir uns verlobten — nicht wahr, Heinz? — hat sie uns beiden bei einem jähen Unwetter durch ihre sichere Hand das Leben gerettet.“

Er nickt und greift nach der Rechten seiner jungen Gattin, als ob er sich noch einmal ihres Besitzes vergewissern wollte . . .

Plötzlich pfeift ein scharfer Windstoß über das Wasser hin. Im Nu hat sich das Bild der spiegelnden Fläche verändert. Das tiefe Blau ist verschwunden. Dunkles Grün, stellenweise bis zum Schwarz verdüstert, breitet sich über die gepeitschte Flut, aus der weiße Schaumkämme aufsteigen, sich höher und höher türmen und heulend am Ufer brechen.

„Nun wär's mir doch lieber,“ meint der Vater der beiden Schwestern, „wenn sie zurückkehren würde.“

Aber man sieht das Boot nicht mehr.

Der Sturm hat den Blick in die Ferne genommen. Prasselnder Regen streift über die dröhnenden Wogen. Zuckende Blitze bilden eine Feuerleiter zwischen Wolken und Wellengrund.

Die Gesellschaft ist in den Saal zurückgetrieben worden. Man hat die Lüster angezündet und die Läden geschlossen. Hier innen herrscht behagliche Helle. Um die Tafel geht fröhliches Geplauder.

Die meisten haben das Mädchen draußen auf dem Wasser vergessen.

Aber Braut und Bräutigam finden den Ton nicht mehr, der hier leicht beschwingt um die Tafel geht.

Sie haben sich leise weggeschlichen und stehen Hand in Hand im ersten Stock an einem breiten Fenster, von dem sie das wildschöne Naturschauspiel überblicken können.

„Ich wollte, sie wäre nicht weggefahren . . .“ flüstert die Braut.

Er schlingt den Arm fest um sie. „Damals war es doch ebenso schlimm und sie hat uns alle drei gerettet. Hab keine Angst für sie allein!“

Sie kauern sich still in zwei niedere Samtpolster. Hin und wieder tritt eins von ihnen ans Fenster.

Leicht atmen sie auf, als nach nicht gar zu langer Zeit der Sturm sich bricht, der Regen nachläßt, das Heulen und Brausen draußen erlahmt, ein blauer Streifen am Himmel aufblitzt und mit einem Male wieder die leuchtende Sonne über den ruhigen Wogen glänzt.

„Sie hat nun gewiß eine stille Zuflucht gefunden und wird nun bald zurück sein“, sagt er zu der noch immer ängstlichen jungen Frau.

Da stößt sie einen hellen Schrei aus und weist in das Wasser hinaus.

Ein gekentertes Segelboot treibt auf den Wellen . . . .

Sie hatte eine stille Zuflucht gesucht und gefunden — vor dem Sturm um sie — vor dem Sturm in ihr.

Die Heilstäbchen.

Eine Schwindlergeschichte aus älterer Zeit.

Von **Heinz Berger**.

(Nachdruck verboten.)

Ins Billardzimmer des großen Kaffeehauses am Markt trat ein junger Mann, der sehr gut gekleidet war und sich das Schnupftuch vor den Mund hielt. Er setzte sich an einen Tisch und forderte ein Glas Punsch. Dem Zucken seiner Mundwinkel und dem Verzerren seines Gesichtes merkte man an, daß er große Schmerzen leiden müsse.

Als das Glas Punsch ihm gebracht wurde, kostete er, aber kaum hatten die Lippen das Glas berührt, so sprang er von seinem Stuhl auf, wimmerte und lief wie ein ganz Unsinniger im Zimmer hin und her. So zog er die Aufmerksamkeit der vielen Besucher des Kaffeehauses auf sich. Teilnahmsvoll traten viele an ihn heran und fragten ihn, was ihm fehle.

„Ach! Ich leide an Zahnschmerzen; es ist zum Rasendwerden!“ Jeder weiß in solchen Fällen einen guten Rat. Man riet daher alles mögliche; aber der junge Mann erklärte, das alles habe er schon versucht; nichts könne ihm helfen. Er sei in Verzweiflung; denn er habe gar keine Hoffnung mehr, diese fürchterlichen Schmerzen je wieder los zu werden.

Da legte einer der Billardspieler sein Queue beiseite, trat an den jungen Mann heran und sagte: „Mein Herr, ich hoffe, daß ich in der Lage bin, Ihre Schmerzen zu lindern oder sogar sie ganz zu vertreiben. Ich besitze ein Holz, das bisher in allen solchen Fällen wunderbar geholfen hat. Ich werde es holen und in fünf Minuten werden Sie von Ihrer Qual befreit sein.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Billardzimmer und kam nach einigen Minuten zurück; unter dem Arm trug er ein Kästchen, in dem eine große Anzahl kleiner Stäbe von gelbem Holz aufgeschichtet war.

Er ermunterte den Kranken, eines dieser Stäbchen auf den schmerzenden Zahn zu legen. „Versuchen Sie es nur und entscheiden Sie dann selbst, ob ich mit Recht für Ihre Heilung hoffe oder nicht.“

Der Kranke nahm gleichgültig das Stäbchen und legte es auf den kranken Zahn. Doch welch' ein Wunder! Das Mittel wirkte in Sekundenschnelle! Das Gesicht des Patienten veränderte sich, die Züge, die eben noch den großen Schmerz verraten hatten, glätteten sich und zeigten ein heiteres Lächeln. Das Übel war wie durch einen Zauber verscheucht und nach weniger als zehn Minuten trank der Geheilte sein Glas Punsch mit großem Wohlbehagen und leerte es zu Ehren seines unbekannten Wohltäters.

In herzlichen Worten dankte er jenem Mann, der ihm so trefflich geholfen hatte. Dann aber bat er ihn, doch zu verraten, wo er solche Stäbchen kaufen könne. Der Unbekannte bedauerte, ihm keine Quelle angeben zu können; er habe diese Stäbchen von einer Reise nach Südamerika mitgebracht. Die Indianer in Oya-Poe könnten mit solchen Stäbchen Zahn- und alle anderen Schmerzen heilen, die auf Grund von Erkältungen entstanden seien.

Der so glücklich Geheilte bat nun, doch wenigstens einige der Stäbchen aus dem Kasten für Geld erwerben zu dür-

fen. Der Billardspieler aber zuckte die Achseln und bedauerte, dem Wunsche nicht nachkommen zu können. Der junge Mann ward aber immer dringender und bot ihm für jedes Stäbchen einen Dukaten. Immer noch nicht wollte der Billardspieler sich von seinem Schatze trennen. Aber auch alle anderen Anwesenden sprachen auf ihn ein und so ließ er sich erbitten, aus Mitleid dem jungen Mann einige Stäbchen abzulassen.

Er zählte ihm zwanzig Stäbchen zu und erhielt dafür zwanzig Dukaten. Aber nun wollte jeder der Kaffeehausgäste etwas von dem wunderbaren Heilmittel besitzen. Jeder jammerte, daß er bald an diesem und jenem Leiden erkrankte, das sicherlich mit Erkältungen zusammenhinge. Jeder drang auf den Billardspieler ein und als dieser sich nicht mehr zu retten wußte, gab er Stäbchen für Stäbchen aus dem Kasten her und gute Dukaten füllten seine Tasche. Auch der Inhaber des Kaffeehauses fühlte sich glücklich, zwölf der Stäbchen zu erhalten und war stolz auf seinen Erwerb.

Der Billardspieler und der junge Mann verließen nach ganz kurzer Zeit das Lokal und wohl auch die Stadt . . .; denn man hat beide nicht wieder gesehen. Aber auch von der Heilwirkung der Stäbchen ward niemals wieder etwas erzählt. Der Billardspieler und der junge Mann hatten ihr abgekartetes Gauklerspiel mit großem Glück ausgeführt.

Vom Radium und seiner Bedeutung.

Von F. W. Dreßler-Allach.

Im Verlauf der letzten 25 Jahre ist es den Gelehrten möglich geworden, den Zusammenhang von Kraft und Stoff, das Wesen der Substanz näher zu erforschen und das Dunkel über der Materie zu lichten. Es wäre dies wohl kaum möglich gewesen, wenn nicht die Auffindung des Radiums vorangegangen wäre. Nachdem 1896 der Franzose Becquerel bemerkt hatte, daß die Uranpechblende und das daraus gewonnene Uranmetall Strahlen aussenden, die radioaktiv, d. h. im Gegensatz zu den Lichtstrahlen nicht reflektierbar und nicht brechbar sind, entdeckte zwei Jahre später das Ehepaar Curie das Radium.

Radium ist ein weißes, silberglänzendes Metall, das bei 700 Grad schmilzt. Es ist in einer ganzen Reihe von Gesteinen und Mineralien, besonders aber in der Uranpechblende enthalten. Die Ursubstanz des Radiums ist das Uran, dessen Lebensdauer man auf neun Milliarden Jahre abschätzt und aus dem es durch sehr langsamen Zerfall der Uranatome entsteht. Radium zersetzt das Wasser, indem es sich darin auflöst und wird an der Luft rasch schwarz.

Es hat eine Lebensdauer von 3500 Jahren. Während dieser Zeit zerfallen seine Atome allmählich in Niton und dieses wiederum in Helium. Als das Endprodukt des Zerfalls betrachtet man schließlich das Blei. Das Radium sendet unaufhörlich Strahlen aus, die man sich als abgeschleuderte Teilchen zu denken hat und die die Luft zu einem Elektrizitätsleiter machen. Ein einziges Gramm Radium schickt in einer Sekunde etwa 400 solcher Teilchen aus. Bei dem Zerfall der Radiumatome wird Wärme frei, und zwar entwickelt ein Gramm Radium in der Stunde 118 Wärmeeinheiten; das ist mehr als man braucht, um ein Gramm Eis zu schmelzen. Während seines ganzen Lebens spendet es Wärme, die man bei Verbrennung von 10 Zentnern Kohle oder 120 Kilogramm Wasserstoff erhalten würde.

Auch die Auffindung des Radiums war, wie so manche andere Erfindung und Entdeckung, ein Zufall. Frau Curie folgerte aus der Eigenschaft der Uransalze, Licht auszustrahlen, daß diese Fähigkeit von einem darin enthaltenen, jedoch bisher unbekannten Elemente herrühre. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Es gelang ihr schließlich, aus Uransalzen das Radium zu destillieren.

Mit dem Radium hatte man einen Stoff gefunden, der fortwährend Kraft erzeugte, ohne daß man die Quelle dieser Energie kannte. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft schien dadurch in sich zusammenzustürzen. Die radioaktiven Forschungen haben nunmehr den Beweis erbracht, daß das Atom keine unteilbare Einheit ist, sondern sich aus noch kleineren Teilchen zusammensetzt. Jetzt begann man allmählich das Wesen der Atome zu erkennen. Niels Bohr stellte in seinem Werke „Das Wesen der Atome“ die Hypothese auf: Das Atom ist einem richtigen Sonnensystem vergleichbar und besteht aus einem positiv geladenen Kern, um den sich die negativ geladenen Elektronen mit ungeheurer Geschwindigkeit bewegen.

Auf dem Gebiete der Atomforschung hat vor allem Albert Einstein bedeutende Entdeckungen gemacht. Er hat bewiesen, daß Masse mit Energie identisch ist, da eine Masse durch Bestrahlung, also durch Hinzufügen von Energie ihr Gewicht vermehrt. Durch das Gesetz „Masse gleich Energie“ hat er den Beweis erbracht, daß ein Atom wirklich aus Energie, aus Einzelkräften besteht.

Das Radium besitzt nicht nur die Fähigkeit, selbst zu leuchten, sondern kann auch andere Stoffe zum Leuchten erregen. Nähert man einem echten Diamanten im Dunkeln ein Radiumpräparat, so beginnt der Stein lebhaft zu leuchten. Deshalb kann man Radium zur Unterscheidung von echten und falschen Diamanten verwenden. Glas wird in Gegenwart von Radium verfärbt. Je nach der Sorte des Glases färbt es sich violett, braun und sogar gelb. Man hat Korundsteine mit einem starken Radiumpräparat in einem Kästchen einen Monat lang aufbewahrt. Nach Ablauf dieser Zeit fand man, daß farblose Steine gelb wie der Topas, blaue smaragdgrün geworden waren und daß violette die Farbe des Saphirs angenommen hatten.

Da die Radiumstrahlen imstande sind, die Zellen des menschlichen Körpers zu beeinflussen, hat das Radium auch eine hohe Bedeutung in der Heilkunde erlangt. Die Heilwirkung der natürlichen Mineral- und Moorbäder, die man sich früher nicht recht erklären konnte, schreibt man heute ihrem Gehalt an radioaktiven Stoffen zu. Solche Quellen sind z. B. Kreuznach und Gastein, die infolge ihrer heilkräftigen Wirkung sehr geschätzt und häufig besucht werden.

Geringe Strahlenmengen des Radiums wirken auf die lebende Substanz fördernd, große dagegen schädigend. Pierre Curie ließ ein schwach aktives Radiumpräparat zehn Stunden lang auf seinen Arm einwirken, wodurch sich eine Wunde bildete, die zu ihrer Heilung vier Monate erforderte. Günstige Erfolge hat man durch Behandlung mit Radium bei Hautkrebs, Lupus, beim Augentrachom, sowie bei der Entfernung von Warzen und Narben erzielt.

Durch die Entdeckung des Radiums ist also die alte Auffassung über das Wesen der Elemente, vor allem, daß sie unveränderlich seien, umgestoßen worden; und auch das Gebiet der Heilkunde hat dadurch eine Bereicherung erfahren. Außerdem konnten die Forscher durch diese Entdeckung die Fragen über das Geheimnis der Materie, über das Wesen der Substanz und über den Zusammenhang zwischen Kraft und Stoff der Lösung um ein gewaltiges Stück näher bringen.



Bunte Chronik



*** Der Über-Luxuszug.** In den Vereinigten Staaten galt bisher der Luxuszug, der zwischen Louisville und Nashville verkehrt, als derjenige, der den Reisenden das Menschenmöglichste an Lebensbehaglichkeit bietet. Auf den großen amerikanischen Linien, auf denen die Reisenden oft für sehr lange Zeit auf das Leben im Zuge angewiesen sind, werden jetzt neue Luxuszüge erprobt, die nicht nur Frisiersalons und Räume für die Behandlung der Hände und Füße enthalten, sondern auch Schneider- und Schuhmacherwerkstätten. Die Reisenden werden daher in Zukunft nicht nur alle notwendigen Reparaturen im Zuge vornehmen lassen können, sondern wenn sie Lust dazu haben, auch in der Lage sein, sich Anzüge und Stiefel nach Maß unterwegs anfertigen zu lassen. Die Prospekte der Eisenbahngesellschaften, die diese Reformen ankündigen, verfehlen nicht, darauf hinzuweisen, daß in ihren Zügen jede Dame ihren Bubikopf wird in Ordnung bringen lassen können!

Lustige Rundschau

*** Schlagfertig.** Richter: „Das war ja sehr tapfer von Ihnen, Frau Zeugin, daß Sie den Einbrecher festgehalten haben, aber Sie hätten ihn doch nicht so entsetzlich zu verprügeln brauchen.“ Zeugin: „Ja, wie konnte ich denn wissen, daß es ein Einbrecher war, wo ich doch die ganze Nacht auf meinen Mann gewartet habe?“

*

*** Ein Jubiläum.** „Warum haben Sie denn heute Ihre Küchentür so schön mit Girlanden geschmückt?“ — „Meine Frau ist soeben ausgegangen, um eine neue Köchin zu suchen, und wenn sie eine bringt, ist's die fünfundzwanzigste in diesem Jahre.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.